

Die Radiopredigten

Auf Radio SRF 2 Kultur und Radio SRF Musikwelle gehört, zur Ergänzung notiert. Es gilt das gesprochene Wort

Li Hangartner, röm.-kath.

7. April 2013

Sich unterschiedlich dem Unfassbaren nähern

Joh 20

Liebe Hörerin, lieber Hörer

Die Türen waren verschlossen, so wird berichtet. Die Jüngerinnen und Jünger hatten sich vor der Obrigkeit versteckt; eingeschlossen in einem Haus, das sie verbergen soll, eingeschlossen in ihre Angst vor den politischen Gegnern, die Jesus umgebracht hatten. Jesus tritt durch die verschlossene Tür hindurch in ihre Mitte. Acht Tage nach den schrecklichen Geschehnissen auf dem Berg der Kreuzigung, am Abend des ersten Tages der Woche. Alle sind sie da: Andreas und Bartholomäus, Jakobus der Älteste und Jakobus der Jüngste, Johannes, Matthäus, Petrus und Philippus, Simon und Thaddäus. Und selbstverständlich Maria von Magdala, Salome, Johanna, Susanna, Maria, die Mutter Jesu und viele mehr. Und diesmal, liebe Hörerin, lieber Hörer, ist auch er dabei: Thomas. Thomas, der Zweifler, oder der Ungläubige, wie er genannt wird.

„Friede sei mit euch!“. Und dann zu Thomas: „Streck deinen Finger aus – hier sind meine Hände! Streck deine Hand aus und leg sie in meine Seite!“ Für Thomas geht das alles viel zu schnell, viel zu glatt, was ihm die andern erzählen. Er will buchstäblich begreifen. Das wird später ein beliebtes Sujet für die Malerei, die berühmteste Darstellung ist die von Caravaggio. Der Künstler lenkt den Blick der Betrachtenden auf den im wahrsten Sinne des Wortes wunden Punkt, auf die Seitenwunde Jesu. Während Christus mit dem Griff seiner Linken die Hand des ungläubigen Thomas führt, stösst dieser den Zeigefinger seiner alles andere als sauberen Hand in die Wunde Christi, mit weit aufgerissenen Augen nimmt er in sich auf, was er zum

Glauben braucht. Seine von Furchen überzogene Stirn zeigt die beinahe physische Anstrengung, genau in diesem Moment wird Thomas überzeugt. So hoch dramatisch scheint es allerdings gemäss dem Johannesevangelium nicht zugegangen zu sein. Der Bericht lässt nämlich offen, ob Thomas auf diesen Tastbeweis schliesslich dann doch verzichtet. Auf die Worte Jesu: Sei nicht ungläubig, sondern glaube!, bekennt er: „Mein Herr und mein Gott!“

Thomas ist der Prototyp des Zweiflers. Ich begreife nur, was ich greifen kann. Ich glaube nur, was durch meine Sinne bewiesen wird: durch die Augen, durch die Ohren, durch die Hände. Eigentlich nicht unsympathisch. Und Unrecht hat er auch nicht. Der Trost braucht die Berührung der tröstenden Hand. Die Liebe braucht den Kuss und den Tanz des Leibes.

Der Zweifel ist ein guter Partner, das kluge Korrektiv gegen jede Ideologie und gegen jeden leichtfertigen Glauben. Was wäre, wenn Alan Greenspan, 18 Jahre lang der mächtige Chef der US- Notenbank und mitschuldig an der Weltfinanzkrise, früher gezweifelt hätte. Sein Gott: der freie Markt; sein Credo: das Glaubensbekenntnis vom ewigen Wachstum; seine Kirche: die des Kapitals. Was wäre, wenn er und Seinesgleichen früher gezweifelt hätten an den segensreichen Kräften des Marktes, am freien Wettbewerb, der Menschen und Länder systematisch zugrunde richtet. Später, viel zu spät hat er seinen verblendeten Glauben an den Turbokapitalismus bedauert.

Ohne die Kunst des Zweifels wird aus Ideologie gefährlicher Fundamentalismus, aus Glaube unheilbringender Fanatismus. Die Welt braucht Menschen wie den zweifelnden Thomas. Und doch finde ich die Geschichte, wie sie das Johannesevangelium erzählt, ziemlich grob und ohne Poesie. „Streck deinen Finger aus – hier sind meine Hände! Streck deine Hand aus und leg sie in meine Seite!“ Der Irrtum ist künftig ausgeschlossen: Seine Finger haben die Wunden berührt. Glaube wird zum handgreiflichen Wissen. Ist das noch Glaube? Ist Liebe, die sich in Handgreiflichkeiten erschöpft, noch Liebe? Wir vertrauen uns der Liebe eines Menschen an, wir setzen darauf, dass sie wahr ist. Wir glauben ihr nicht erst, wenn Beweise geliefert sind. Es ist wahr: Die Liebe lebt von sichtbaren Zeichen der Nähe, aber diese Zeichen sind keine Versicherungsinstrumente. Wenn Glaube und Liebe sich in Handgreiflichkeiten erschöpfen, finde ich, geht damit ihre Schönheit verloren.

Wie anders geht es zu bei der Geschichte von der Begegnung Maria Magdalenas mit dem Auferstandenen, wie wir sie eine Woche zuvor, an Ostern, gehört haben:

„Rühr mich nicht an!“ Das sind die zentralen Worte, die Jesus an sie richtet. Noli me tangere! Fass‘ mich nicht an, - und nicht: „Leg deine Hand in meine Seitenwunde!“

Es herrscht Finsternis, als Maria Magdalena aufbricht. Sie geht allein in der Dunkelheit der Nacht. Es zieht sie zum Grab ihres ermordeten Freundes, dorthin, wo sie seinen geschundenen Leib zur letzten Ruhe gebettet haben. Finsternis ist auch in ihr, keine Dämmerung lässt den Morgen erahnen. Maria steht am Grab und weint – und erschrickt: Das Grab ist leer, der Leichnam weg. „Was weinst du? Wen suchst du?“, spricht eine Stimme zu ihr. Sie erkennt ihn nicht, der da so spricht, und meint, es sei der Gärtner. „Hast du ihn weggetragen? Wo hast du ihn hingelegt, ich will ihn holen.“ „Maria!“ Sie wendet sich um: „Rabbuni!“, Meister.

Warum erkennt sie ihn nicht, als er sich ihr zuwendet? Warum vermutet sie in ihm einen Fremden, den Gärtner? Sie erkennt ihn, als er ihren Namen ruft. Sie erkennt nicht den Leib, sondern sein Wesen: Ihr Glaube entzündet sich an der Zartheit der Anrede: Maria. In diesem Moment sieht sie, in diesem Moment erkennt sie. Und sie schreit auf: Rabbuni. Meister. Sie lernt glauben in dem Moment, da sie beim Namen gerufen wird. Im Gegensatz zur Begegnung mit Thomas, den Jesus auffordert: „Leg deine Hand in meine Seite und sei gläubig“, demonstriert er gegenüber Maria nichts. Es ist, als ob er sie für reifer hält als Thomas. Er ruft ihren Namen und sie sieht ihn. Bis dahin ist alles verständlich, einsichtig. Aber dann kommt der Satz, der alle Glücksgefühle zerstört: „Berühre mich nicht! Ich bin noch nicht zu meinem Vater zurückgekehrt.“ Trotz der Zartheit der Anrede ist dies nicht mehr der zärtlich nahe Jesus. Seinen Leib kann man nicht mehr berühren, salben. Er lässt sich nicht zurückholen, festhalten. Maria von Magdala darf ihn nicht mehr umarmen. Die Kontinuität in der Beziehung ist gebrochen. Die Naivität des Glaubens und Vertrauens ist gestorben. Maria muss den Trennungsschmerz aushalten, Berührung ist nicht mehr möglich. Doch die Stimme ist nah und vertraut, die Stimme, die ihr jetzt den Auftrag gibt: „Geh hin zu meinen Brüdern und sage ihnen: Ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott.“ Es ist nichts mehr, wie es war. Aber auf sie wartet ein Auftrag.

In dieser Begegnung mit dem Auferstandenen erfährt sie, dass das Alte nicht festzuhalten ist, und dass nur im Loslassen sich das Neue ereignen kann. Beim Evangelist Lukas fragt der Engel die Frauen, die zum Grab kommen: „Was sucht ihr den Lebenden bei den Toten?“ Es ist dieselbe Botschaft, die heisst: Wo ihr Kontinuität sucht, ist der Tod, wo ihr euch ver-

ändert, ist Leben.

Es hätte auch anders sein können. Es hätte auch sein können, dass der gewaltsame Tod Jesu Maria von Magdala für einen neuen Glauben zu müde gemacht hätte. Es wäre verständlich gewesen. Einige aber zweifelten, heisst es im Auferstehungsbericht des Evangelisten Matthäus. Nicht so Maria. Was hat sie dazu befähigt, die Hoffnung nicht aufzugeben? Christus in der fremden Gestalt zu erkennen?

Dreimal werden im Johannesevangelium ihre Tränen erwähnt. Sie hat sich nicht abgefunden mit dem Tod ihres Meisters und Freundes, sie hat sich nicht abgefunden mit dem Tod ihrer Hoffnung, weder hat sie resigniert noch ist sie zynisch. Sie findet sich nicht ab, hat nicht abgeschlossen mit der Hoffnung. Durch ihre Tränen bewahrt sich Maria die Würde der Untröstlichkeit. Durch die Tränen hindurch öffnet sich ihr Blick nach innen. Es ist das Weinen, das sehend macht. Maria hat keine handfesten, keine handgreiflichen Gründe für ihren Glauben, so wie Thomas, sie könnte sich auch irren. Ihre Tränen, ihre Hoffnung und ihr Glaube schützen sie nicht vor neuem Schmerz. Und gerade darin ist sie eine mutige Frau, eine Frau mit einer grossen Geste, die nicht erst nach kühler Berechnung geht, sondern loseilt und von dieser Hoffnung erzählt.

Thomas und Maria von Magdala. Thomas halte ich für unentbehrlich: den Zweifler, den Zögerer, den Skeptiker, der nicht auf jedes religiöse Gerücht hereinfällt. Der Zweifel reinigt den Glauben. Maria von Magdala - sie liebe ich: Sie wagt den Glauben ohne Handgreiflichkeiten. Und wie die Jünger damals, schickt sie auch uns auf den Weg. Um weiterzusagen, was sie erfahren hat. Weiterzugeben, was ihr geschenkt wurde.

*Li Hangartner
Wesemlinstrasse 13, 6006 Luzern
li.hangartner@radiopredigt.ch*

*Auf Radio SRF 2 Kultur und auf Radio SRF Musikwelle um 9.30 Uhr (kath.) und
um 9.45 Uhr (ref.)*